

Zur Beruhigung der Nerven.

Humoreske von Aleksa Buchwald.

Also, mein lieber Max, es bleibt dabei, Deine Frau muß rabeln, oder — ich steh' für mich! Ihre Nerven sind völlig aufgebraucht, das Chinin, Aniprin und andern zur haben wir durch — das Rad, das Rad ist das Einzige, das ihr noch helfen kann.

Der Arzt, welcher diese Verordnung giebt, ist ein kleiner zierlicher Mann, noch jung, mit sehr hübschem Gesicht, dessen zarte Hautfarbe ihm im Klub einen Frauennamen als Spitznamen eingetragen. Wachsen — wiro er übrigen Gesellschaft von 3. vereint. Er ist sehr befreundet mit dem Affessor Max Behrendt.

„Du glaubst nicht, wie sehr meine Frau sich dagegen sträubt — sie hat mir schon Erhebung wegen meines Rabelns angetragen“, sagt der Affessor leinlaut.

„Ganz egal! Du wirst doch nicht legalisch nomineller Hausvater sein, Max, sondern auch mal Deine arische Rennart dorthin führen können! Sie ruh, sage ich Dir!“ und der kleine Doktor schüttelt seinen hünenhaften Freund, die zur Ermunterung, an der Schulter.

Der Affessor entfernt sich und eilt seiner Behausung zu. Seine kleine, rundliche Frau empfängt ihn mit einem Strom von Thränen.

„Ich kann es nicht mehr ertragen, Max, du trübst den Jungen aus dem Hause gehen. Seine Schularbeiten — ein Exempel — sieh, in welchem Zustand — ach!“ Und Frau Helene ringt ihre Hände in thränenvoller Verzweiflung.

Als gewissenhafte, moderne Mutter beachtet sie die Schularbeiten ihres fünfjährigen Sohnes und ist außer sich, daß er nicht kalligraphische und rechnerische Musteraufgaben herstellt. Der Vater betrachtet die Rünkle Jungens und findet sie nicht so haarsträubend. Er, in seiner Jugend — na, ama war eben nervös und er thut ihr den Gefallen, den kleinen Thunigtut etwas an den Ohren zu ziehen.

„Du glaubst nicht, wie schwerenummer ich mir um die Zukunft von Max mache.“ läßt sich wieder Frau Helene vernehmen, „er ist so leichtsinnig — ich sehe ein schlimmes Ende —“.

„Nimm einige Tropfen Chinin“, beauftragt der Gatte und geht selbst nach dem Buffet, wo das Allheilmittel bereit steht.

„Lege Dich auf die Chaiselongue“, rüdel er weiter zu und die Gattin folgt seinem Rath.

„Hier mein Kind“, er hat das Chinin in Wasser gegossen und reicht es ihr, das sie bantend und glücklich über seine Liebe entgegennimmt. Dann bedt er sie mit einer Decke zu und setzt sich neben sie.

„Möchtest Du nicht eine energische Kur zur Beruhigung der Nerven ansetzen, Herzchen?“ fragte er heilnamsvoll.

„Oern, Max“, entgegnete sie mit matter Stimme. „Aber welche? Serbad, Flinsberg oder den Hary?“

„Vielleicht wäre Dir schon mit einer einfacheren, die Dich uns nicht einflüßert, gebissen, Leni. Bedenke, das Rad —“.

„Max!“ schreit Frau Helene auf, „wirst Du mich tödten oder dem Geißel der Welt aussetzen?“ Und ein Weintampf löst die Nervenanspannung ab.

Stumm, ohne ein weiteres Wort beklügender Jurede, erhebt sich der Gatte und auf seinem Gesicht ist eine offene Entschlossenheit zu lesen. Das Chinin hat seine Wirkung gethan und am nächsten Morgen ist Frau Helene wieder munter und guter Dinge. Wenn ihr heute jemand den Vorfall gemacht hätte, Max, ihren Goldjungen, in eine Pension zu geben, hätte sie ihn für gehirntankt gehalten.

Mutter- und Sohn nehmen das Frühstück allein auf dem Balkon ein — Papa ist fortgeradelt, wie allmorgentlich, und kehrt erst um acht Uhr heim. Frau Helene haßt diese Morgen-Radelstouren und wenn es ihre Nerven erlauben, kann sie sich bis zu Thränen über dieses einsame Frühstück aufregen.

Jung-Max ist zur Schule gegangen und Frau Helene erwartet mit Ungeduld ihren Gatten. Es ist schon halb 5 Uhr und er kommt nicht! Ob ihm etwas zugestrichen ist? Ob das Rad gebrochen, er hingefallen und irgendwo verwundet an der Landstraße liegt?

Sie hat es kommen sehen! D, dieses verurtheilte Radeln! Schon fängt es an, in ihren Pulsen zu klopfen und Tränen treten in ihre Augen. In nervöser Unruhe geht sie im Zimmer hin und her. Endlich! Um neun Uhr klingelt es und der Gerichtsbote erscheint, mit einer Karte von Max: „Habe mich beim Rabeln verspätet. Frühstück im Schützenhaus genommen und bin nun direkt auf das Gericht geradelt. Bitte Rad pugen zu lassen und einzustellen.“

„Geta Max.“ Frau Helene lacht ingrimmig. Auch das noch! Möchte das Schweiß doch verrotten — das wäre ihr gerae recht! Sie sinkt in einem Sessel mit dem schönsten Weintampf zusammen.

Eine eilige Kälte herzt heute zwischen den Ehegatten — Chinin wird nicht so liebevoll verabreicht.

Am nächsten Morgen dieselbe Sache, nur daß Max seine Entschuldigung schickt. Frau Helene ist auch nicht! Aber ihre Groll gegen den Gatten hat sich in Mitleid verwandelt. Er ist offenbar trant, hochgradig nervös und der Grund ist dieses unerträgliche Radeln. Ob sie die Gummischläuche der Räder durchschneidet? Aber schnell wie er ge-

kommen verdirft sie auch wieder den leuchtenden Gedanken. Die Unthat — sie sieht es ein — würde ihn doch nicht heilen sondern nur Geld kosten — sie läßt es lieber. Wie aber ihn heilen?

Während sie noch so überlegt, kommt der Briefträger und reicht ihr über den niedrigen Gartenzaun einen Brief mit unbekannter Hand. Neugierig öffnet sie ihn und liest: „Arme, züchtige Frau! Ich kann es nicht länger mehr ansehen, wie Sie verrathen werden. Während Ihr Gatte vorgiebt, aus Gesundheitsrücksichten zu rabeln, giebt er sich täglich ein Rendezvous mit einer Radelin. Den Namen nenne ich nicht — Sie erathen ihn wohl! Einer Ihrer Freunde.“

Im ersten Augenblick war Frau Helene starr vor Schrecken und Zorn, dann brach sie in Thränen aus. Mühsam hatte sie die Chaiselongue im Schimmer nachzurücken. Ihr Max — ein Verräther! Wie arg mußte er es treiben, daß sich Fremde verpflichtet fühlen, sie aufmerksam zu machen. Und wer die saubere Mitschuldige sein mochte? Sie sollte es ahnen? Eine bunte Existenz konnte es daher nicht sein. Eine Dame ihrer Gesellschaft? Vielleicht die Frau des zweiten Amtsrückrichters. Sie war allerdings eine Kofette und Emangipirte! Sie trug turzes Haar und — rabelte! Die erste Radelin in 3. Man hatte sie mit Pumphosen und Wadenstrümpfen über den Marktplatz rabeln sehen! Und das war das Ende vom Wele! Dahin führten diese unflüchtigen, modernen Bekleidungen! Frau Helene inbrannte: was sollte sie thun? Sie schlüßte herzbrechend. Ihren Goldjungen an die Hand nehmen und in's Wasser gehen? Was sollten sie beiden Verrathenen und Verlassenen noch auf dieser Welt? Ach, aber damit wäre ja dem treulosen Menschen womöglich ein Gefallen erwiesen! Sie waren ihm vielleicht beide längst ein Dorn im Auge, ein Hinderniß zu freiem, ungebundenem Leben! Vergessen war die liebevolle Fürsorge des Gatten, vergessen seine Geduld, mit der er ihren Weintampfen die Chinintropfen hinhielt, und in scharfem drahtiger Vorstellung standen nur die beiden letzten Tage, wo er rücksichtslos vom Radelspazierweg nicht nach Hause gekommen war.

Es war klar, er liebte sie nicht mehr! Doch sie wollte keine ihrer Pflichten veräuern. Sie erhob sich und, in der Küche mit dem alten Geschid hantierend, stellte sie ein Mittagessen her, das nichts zu wünschen übrig ließ.

Er sollte es schon bereuen, wenn sie ihn verließ. Sterben wollte sie nicht mehr, aber weg von ihm gehen — mit Märchen — das sicher!

Der Mittag kam und dem Affessor schmeckte es prächtig. Er war heute auch wieder aufmerksamer und bemerkte ihre leidende Miene.

„Hast Du auch noch Chinin?“ fragte er.

Sie lächelte höhnisch. Chinin konnte ihr nicht mehr helfen, aber sie schmeizte. Nachdem der Affessor Mittagstische gehalten, ging er wieder auf das Amtsgeschäft, sich für den Abend entschuldigend, da er eine Verabredung habe. Als er sie zum Abschied umarmen wollte, entzog sie sich ihm mit einer Gebärde des Widerwillens. Aber er fragte nicht, was sie habe, sondern lächelte nur — so abgebrüht war er schon!

Als er gegangen und Helene zufällig auf die Stelle sah, wo er gestanden, bemerkte sie ein kleines, rosa Bilet auf dem Teppich. Wie eine Löwin stürzte sie sich darauf und hob es auf. Es duftete nach Pastis. Der Unvorsichtige — nun war er verrathen! Hastig zog sie die Karte heraus und las sie, ohne Gewissensbiss über die Indiskretion. „Morgen kann ich erst um neun Uhr an der Kaiserliche sein. Erwarte Dich bestimmt, Mignon.“

Frau Helene stampfte vor Zorn den Teppich mit dem Fuße! So weit waren sie schon — sie dachten sich! Aber wer war diese „Mignon“? Die Frau Amtsrückrichters Jana mit entzückender Stimme die Mignonlieber und Helene hatte selbst die Bewunderung ihres Gatten gerade über jene gehört. Auch erinnerte sie sich an einen seiner Aussprüche, nach welchem Mignon seine Lieblingsgestalt aus der ganzen deutschen Literatur sei. Ach, und nun gab er nicht ihr diesen zärtlichen Beinamen, sondern der andern! Das Herz wollte ihr brechen! Heute hatte es Max der Jüngere aut, denn Frau Helene war sanktmüthig. Das arme Kind, dem der Vater auf diese Weise geraubt wurde, that ihr leid.

Die ganze Nacht brütete sie darüber, was sie thun sollte, aber als Max nach Hause kam und sich über sie beugte, um ihr Gutenacht zu sagen, stellte sie sich schlafend. Am Morgen war sie endlich zu einem Entschluß gekommen: Ehe sie für immer gina, wollte sie auch die Schulbigen entlarven!

Der Doktor, der beste Freund ihres Mannes, hatte ihr seine kleine, elegante Equipage schon immer zur Verfügung gestellt, wenn sie spazieren zu fahren wünschte, moob sie noch nie Gebrauch gemacht. Heute wollte sie es thun. Sie schickte sehr früh hinüber und es traf sich prächtig, daß der Doktor auf dem Rade in die Praxis gefahren war. So war jenes doch einmal zu etwas aut. Um halb neun Uhr fand der glänzende Braune und das elegante Korbwägelchen von Frau Helenes Thür. Kofka, wie der helle Frühlingmorgen selbst, trat sie aus ihrer Wohnung heraus — sie hatte sich mit Willen so niedlich wie möglich gemacht. Und auch keine Spur von Thränen war auf ihrem Gesichtchen zu

entbeden — diesen Triumph wollte sie den entlarvten Verbrechern nicht gewähren. Sie fuhr sogar mit einem gewissen Behagen, wie es bei selbstsicherer Ruhe einer Frau nur geben kann, hinaus in die frühlingsschöne Welt. Die Kaiserliche stand in dem, mehrere hundert Morgen großen Park des Fürsten K., der, wenn der Besitzer nicht zu Hause war, Spaziergängern und Fahrern geöffnet wurde. An Wochentagen herrschte hier tiefe Einsamkeit und die gepflegten Wege unter den mächtigen, breiten Schattten wendenden Eichen waren allerdings wie geschaffen für liebende Radeln. Mit der Uhr in der Hand fuhr Frau Helene dahin. Sie näher die neunte Stunde rückte, desto banger klopfte ihr Herz. Fünf Minuten vorher ließ sie in den Weg, der zur Kaiserliche führte, einbiegen. Und — sie hätte beinahe laut aufgeschrien, als sie richtig zwei rabelnde Gestalten auf dem Wege, trotz ihrer Kurzsichtigkeit entdeckte. Die eine war ihr Mann — sie erkannte die breiten Schultern, den blonden Kopf, die ihm eigenthümliche Bewegung beim Radeln. Die andere — sie sah nur die Pumphosen, das hirschtlos herrenmäßig geschnittene Jadel, das runde Hüden — mehr konnte sie vor Thränen nicht sehen.

Sie mußte sich vor dem Kaiserlicher herrschen; aber unter dem Vorwand schneller nach Hause zu wollen, ließ sie aufahren. Doch siehe da! auch die Radeln legten sich in größter Eile und blieben in steter Entfernung, die gewöhnliches Erkennen unmöglich machte. Unter dem Vorwand von beständigem Unwohlsein befallen zu sein, ließ sie den Braunen zur schärfsten Gangart antreiben, doch nichts nützte. Die Radeln legten sich nur ein wenig mehr in die Räder und slogen davon, bis sie auf der Chaussee, die zum Schützenhaus führte und die fliehende und Verfolger erreicht hatten, nur noch wie ein Punkt erschienen.

Frau Helene fuhr nach Hause und jeder, der sie sah, glaubte ihrem tobenlassen Aussehen nach, daß sie sterbenskrank sei.

Mit Max, der eine unbefangene Mine zur Schau trug, wechselte sie kein Wort. Sie verachtete ihn. Und so schnell wie möglich wollte sie ihn verlassen, aber nicht eher, als bis sie ihm in Gegenwart seiner Mitschuldigen das Wort „Verräther“ ins Gesicht geschleudert.

Frau Helene entwickelte nun eine fieberhafte Geschäftigkeit. Sie mußte für sich und Märchen Alles für die bevorstehende Reise vorbereiten, aber daneben betrieb sie noch etwas Anderes, umgah es jedoch mit so tiefem Geheimniß, daß selbst in dem kleinen, klatschichtigen 3. kein Mensch dahinter gekommen war. So verging ein acht Tage, in denen das Verhältnis der beiden Ehegatten immer gespannter wurde.

An einem wunderbaren Junimorgen erfuhr die Welt, was Frau Helene in dem alten Schuppen auf dem Hofe des Uhrmachers Wigner, der als findiger Mann sich der Neuzeit angepaßt und der Vertrieb von Fahrradern übernommen hatte, getrieben. In einem feinen, eleganten Radelkostüm, das sie sich aus Berlin verschrieben, aber mit demselben langen Rad, rabelte sie schnell und gewandt über den Marktplatz in die Welt hinein. Es war so früh, daß nur ein paar Wädeljungen ihr neugetragte nachsahen. Sie rabelte zur Stadt hinaus, in den thauburhbrängten Park hinein, an der Kaiserliche vorüber und hätte aufjubeln mögen vor Wonne. Leicht und frei, wie dem Erdenstaub entwunden, kam sie sich auf ihrem geschwundenen Vehikel vor. Wie sie es nur früher mit der langsamen Kriecherei hatte aushalten können, dachte sie.

Aber sie vergaß keinen Augenblick, weshalb sie eigentlich rabelte. Vierzehn Tage lang stand sie sofort, nachdem ihr Mann davon gefahren, auf und rabelte ihm nach, aber immer vergeblich. Wie sie auch suchte und suchte — sie fand die Spur des verbrecherischen Paares nicht. Indessen war ihr Sport bekannt geworden und ein Theil freute sich, der andere verhöhnte sie hinter ihrem Rücken, wie sie die Frau Amtsrückrichters verhöhnt hat. Sie ließ es sich nicht anfechten und Max, der ihr seine Freude zu erkennen geben wollte, schnitt sie das Wort an Munde ab. Sie hatte nichts mehr mit ihm gemein.

Eines Tages fand sie wieder ein Bilet, in dem die Stunde des Stillbleibens angegeben war. Diesmal früh um acht Uhr. Sie war bereit, fünf Minuten vor acht tauchte sie am Kaiserlichewege auf. Richtig — da waren sie. Lautlos suchte sie dahinter und die beiden Verbrecher, die ihr der Rücken zutehnten, hörten sie nicht. Frau Helene legte sich in's Zeug, fuhr, daß die Steinden am Wege entseht dahinsprangen, ihre Wangen sich purpurn vor Erregung färbten. Sie sah ihren Mann gar nicht — sie sah nur die Pumphosen und das tolette Hüden vor sich, bis Alles tanzte in wilder und flammenber Wuth! Und endlich war sie ihnen nahe, ganz nahe und überholte sie, wendete schnell und hielt vor Max und — dem Doktor!

Beinahe hätte Frau Helene das Gleichgewicht verloren und die beiden Männer springen schnell ab, um sie zu stützen. Ein paar Minuten sprachloser Liebertrausch und spannender Erwartung — dann ein Aufschauen Frau Helenes, ein mühsam herodortgebrachtes: „Doktor, wie sehen Sie aus“, und sie biegt sich vor Vergnügen in den Hüften.

„Das also ist Mignon?“ „Mignon aus dem Klub“, lacht nun

der Affessor, „aber ja nur nicht verläffen“, und die beiden Verbrecher küssen ihr bittende die Hände, sie zugleich um Verzeigung stehend für den Streich.

Frau Helenes Nerven sind durch die vierzehntägige Radelkur so gestärkt, daß sie nur den Humor bei der Sache entbedt.

„Sie sehen zum Sterben lächerlich aus, Doktor“, sagt sie, „und Du, Max, bist der schlechteste Mensch, der mir vorgekommen ist, aber das Radeln ist doch hübsch und das Beste an der ganzen Sache!“

„Baron Jean“.

Von J. Rheinstedt.

Es war entschieden eine Fieder seines Standes: von intelligentem Gesichtsausdruck, geschmeidiger Figur, tadelloser Toilette und von einer ruhigen, vornehmen Höflichkeit, die ihn sofort zum Herrn der Situation machte. „Baron Jean“ hieß er im Kreise der Stammgäste und „Baron Jean“ war er auch für den Wirth des Pilsener Bierlokals in einer Querstraße der Berliner Friedrichstadt. Was hätte wohl der Wirth machen sollen, wenn er den „Baron Jean“ nicht gehabt hätte! Der kannte jeden Stammgast, der las diesem jeden Wunsch vom Gesicht ab, der vermittelte Bekanntschaften, der schlichtete Streitigkeiten, der war von stets gleich guter Laune und zudem von lauterer Ehrlichkeit. Wenn er gegen Morgen „Kaffe machte“, lieferte er ganz erledliche Sümmchen ab und es war ihm nie einer der bekannten Abbittsfehler nachgewiesen worden. Unter diesen Verhältnissen flossen natürlich die Tringelber reichlich und da „Baron Jean“ auch ein gutes Salair bezog, galt er allgemein als „gemachter Mann“.

Eine Unbederlichkeit war ihm allerdings eigen: sobald sich die Frühlingsslüfte zu regen begannen, kam er um Urlaub ein. Und zwar in einer Form, die eine Ablehnung unmöglich machte, — entweder Gemährung des Urlaubes oder sofortiges Verlassen der Stellung: das war sein „ceterum censeo“. Den „Baron Jean“ entlassen — dem Wirth stieg eine Gänsehaut auf, er hätte schließlich zu Allem Ja und Amen gesagt. Der Urlaub fiel zwar noch in die Saison, aber gegen diese Marotte des „Baron Jean“ war eben nichts zu machen! So war es schon seit Jahren gewesen und so würde es auch diesmal wieder sein. . . . Am Ende war es auch nicht schlimm, denn nach Ablauf von drei Wochen war „Baron Jean“ wieder auf dem Posten, eben so frisch, eben so höflich, eben so tatellos, wie früher.

An einem Abend gegen Ende Februar trat ich misgethimmelt in mein Pilsener Stammlokal. Der Wirth hatte mir auf das Dringende gerathen, nach dem Süden zu gehen, sonst würde ich den schändlichen Guiten, der mich seit Wochen quälte, nicht los werden; der waffe, kalte Winter gerade dieses Jahres mit seinen stidenden, Athem raubenden Nebeln machte alle ärztliche Kunst zu Schanden. Es wurde mir nicht leicht, mich jetzt von meinem Arbeitsloze zu trennen, aber was half es. . . . Ich hatte meine Abreise für die nächste Woche festgesetzt und wollte mir heute Abend beim Bantier 800 Francs einwechseln, — für etwa drei Wochen wüßte das als Fehrgeld wohl reichen. Das Bankgeschäft war aber schon geschlossen und so mußte ich ungeduldeter Sache wieder nach Hause gehen.

Nach Hause gehen, dachte ich aber, das macht Du gerade nicht, jetzt wirst Du erst noch 'n paar Pilsener genehmigen, wer weiß, wie lange Du dies vorzügliche „Ezednbrau“ nicht mehr zu Geschmack bekommst. So trat ich am Stammtisch ein.

„Hab' die Ehre, Herr Doctor“, begrüßte mich Baron Jean etwas gedäulvoll. „Ein Rils, Piccolo, das Stamm-„Seidel“, befehlt er seinem „Stiff“. Dann war er mir beim Ausbleiben behilflich, hing meinen Ueberrock an den Haken und warf mir einen bestimmerten Blick zu. Als Piccolo fragte mich Baron Jean vertraulich: „Ham's an Verrag g'habt, Herr Doctor?“

„Woher wissen Sie denn das?“ antwortete ich verduzt.

„Weil's halt heut gar so granti dreinschau'n“, meinte er, jede Einwendung von vorherem zurückweisend.

„Ach, es war nicht so schlimm“, lachte ich, „mein Bankier hatte schon geschlossen und ich wollte mir einige Hundert Francs einwechseln. Nun kann ich noch ein Mal hintaufen.“

„Dös können's sich sparen“, meinte Baron Jean, „dös besorg' i Ihnen gleich. Wie viel Hunderter sein g'fällig?“

„800 Francs wollte ich hollen“, erklärte ich.

„Ach, bit' schön, Herr Doctor“, damit zog Baron Jean seine Notentafel aus dem Innern seines Giletts, nahm aus dem Fack eine Hand voll 100 Francsbillets und zählte: Eins, zwei, drei. . . bis acht. „So, Herr Doctor, 800 Francs. Heutiger Kurs laut Abendblatt 81.00, macht gerade 648 Mark.“

Ich zahlte die verlangte Summe. Es war doch ein Allerweltsmensch, dieser Baron Jean!

„Wollen der Herr Doctor verreisen?“ fragte er discret.

Jedem Anderen würde ich wahrscheinlich geantwortet haben: Das geht Sie gar nichts an oder ein ähnliche

Höflichkeit, aber Baron Jean gegenüber konnte ich den höflichen Mann nicht verläugnen. „Wollen will ich eigentlich nicht“, sagte ich ihm, „aber der Arzt schickt mich ohne Widerrede nach dem Süden.“

„Ach so“, nickte Baron Jean verständnisvoll, „nach der Riviera.“

„Ja, dahin wird's wohl gehen“, stinnte ich ihm zu, „nach Nizza oder Cannes.“

„Theures Pflaster“, widerrieth mir Baron Jean, „in der Saison horrende Preise! Bleibens doch drüben in Nizza, dort kost' 's die Hälfte! So in Ventimiglia, San Remo, Boradig-hera.“

„It's denn dort auch für mich pass'nd?“ horchte ich auf.

„Aber ich bitte Sie“, erklärte mir Baron Jean sehr entschieden, „für ein einzelnen Herrn wie g'schaffen. Und die bequeme Verbindung hat's a, — a halb' bis dreiviertel Stund'n.“

„Was für eine Verbindung denn?“ fragte ich verwundert.

„Na, da nüber, na nach. . .“, er machte eine kleine Pause und blinzelte mich vertraulich an, „da nach Monaco, . . . „trente et quarante“ oder „pair et impair“.

„Ach, lassen Sie mich aus“, winkle ich ab, „ich habe doch keine Lust, mir mein Geld von diesen Kerls abnehmen zu lassen.“

„Von Abnehmen kann ta Red nit sein“, versicherte Baron Jean mit erster Miene, „a' g'winnen is da immerzu, aber ma muß sei System ham, Herr Doctor, sei System —“ damit wandte er sich dem Nachbarisch zu.

Als ich am nächsten Abend noch zu einem Abschieds-Schoppen gekommen war, fiel es mir auf, daß sich „Baron Jean“ gar nicht sehen ließ.

„Wo ist der Zahlkellner?“ fragte ich den Piccolo.

„Wah' net, gnä' Herr“, antwortete der und zog die Stirn hoch.

Dann kam auch schon der Wirth herbei. „Schredlich it's, wahrhaft schredlich“, stöhnte der, „denken Sie sich, als Baron Jean heute Morgen Kaffe gemacht hatte, erklärte er mir rund heraus, daß er den nächsten Tag nicht mehr wiederkommen könne, er müsse jetzt seinen Urlaub antreten. Das habe er alle Frühjahre so gehalten und deshalb bleibe es auch jetzt dabei. Als ich ihn fragte, wohin er um diese Zeit immer reife, meinte er schroff: Nach Wien, zum Ramenstag meiner Mutter.“

Er hat aber gar keine Mutter mehr, darauf können Sie sich verlassen“, jammerte der Wirth weiter.

„In verrückter Kerl, dieser Baron Jean, dachte ich, als ich nach Hause ging, es laufen wirklich curiose Klänge in der Welt herum.“

Ich hatte mich in San Remo niedergelassen — in der Hochsaison war es in Cannes und Nizza wirklich zu teuer, das konnten sich nur die glücklichen Angehörigen der „oberen Jehntausend“ leisten. In San Remo lebte man nicht kostspieliger, als in jeder italienischen Provinzstadt, und dabei war für Comfort hinreichend gesorgt; die Sonne leuchtete hier genau so warm, die Palmen grüntten hier ebenso zahlreich, wie jenseits der Grenze. An reichlichen Fellen mangelte es allerdings und deshalb benutzten viele Gäste von San Remo den Nachmittags-Train „pour Monaco“, um dort für einige Stunden in den Strudel der internationalen Lebenswelt unterzutauhen. Auch ich schloß mich einer solchen Gesellschaft an.

Monaco — ein Paradies auf Erden! Die Schlange der Verlockung sollte die grünen Spieltische im „cercle des Etrangers“ umschleichen. . . . Ich empfand feinerlei Furcht vor ihr, ein hübsches Spielchen zur Zerstreuung schien mir soan angebracht. Die schönen Frauen in ihren prachtvollen Toiletten, die einschmeichelnden Weisen der Musikkapellen, die entzückenden Blumenarrangements auf der Terrasse, der unvergleichliche Ausblick auf das azurblaue Meer und nicht zuletzt die Anreugung des feurigen Bordeaux — all das war wohl geeignet, die Sinne zu verwirren und den Blick zu trüben.

Nach Abgabe einer Visitenkarte und einer Mullerung des äußeren Menschen durch den „Monsieur le Commissair special“ erhielt ich eine für den Tag gültige Eintrittskarte, die mich berechtigte, drinnen an den grünen Tischen mein Geld zu — verspielen. Alles war schon mitten drin in der „Arbeit“: die Roulettekugel rollte, „les jeu est fait, rien ne das plus“ — die Kugel stand: „rouge!“ Die Einsätze wurden mit Blitgeschwindigkeit eingeparkt, die Gewinne ebenso schnell ausgezahlt, und ehe der Keuling noch wußte, wie ihm geschah, ertönte es schon wieder: „Messieurs, faites votre jeu!“

Drüben an den Tischen des „trente et quarante“ ging es ganz ruhig zu, nur selten unterbrach ein gedämpfetes „fate nom de dieu“ oder ein „sapriti“ die Stille. Da plötzlich lönte ein „Himmel-Sacraa“ an mein Ohr, so daß ich überascht den Kopf wandte und die Spieler genauer in's Auge fahte. Der Eine war augenscheinlich ein Franzose, der Andere ein Italiener — dies also noch der Dritte, der mir den Rücken zu wandte. Geräuschlos schritt ich auf den beiden Teppichen nach der anderen Seite. Raum aber hatte ich einen Blick in das Gesicht des „Himmel-Sacraa“: Mar er gethan, als ich erschroden zu rückfuhr, — das war ja. . . . Doch, ich läuschte mich wohl, der Wein narrie nicht. . . . aber nein, es war keine Täuschung, der Mann da vor mir, der eben einige Hundert-Francs-Rotier aus dem Portefeuille zog, war —

„Baron Jean“ wie er lebte und lebte! Ich wandte mich an einen der Saal-Diener, den ich schon vorher hatte deutsch sprechen hören, brüchte ihm ein fünf-Francsstück in seine mit einem weißbaumwollenen Handschuh geschmückte Rechte und fragte: „Hören Sie mal, wer ist denn wohl dieser Herr da am „trente et quarante“-Tisch, der eben seine Bankbillets zählt?“

„Ach der“, meinte der Diener mit der gleichgültigsten Miene, „den kennen wir schon seit Jahren, der kommt jede Saison zu uns. Es ist der Baron Jean de Richepin, er hat große Güter in der Bretagne, in Berlin soll er Theilhaber eines Bankgeschäfts sein.“

„Er spielt wohl leidenschaftlich?“ fruchte ich weiter.

„Na und ob“, bestätigte der Diener, „der hört nicht eher auf, ehe er nicht das letzte 20-Francsbillet verlorren hat. Er hat nämlich sein „System“, um die Bank zu sprengen. Diese „System“-Leute sollen aber ohne Ausnahme hinein, die lassen ihr Geld hier, so sicher zweimal zwei vier ist. Auch Baron Jean pfeift auf dem letzten Loche, er spielt schon acht Tage und muß in einer Stunde ganz sicher „fertig“ sein.“

„Nun und dann?“

„Dann ist's wie jedes Jahr: er wird nach dem Bureau gerufen, Monsieur le Commissair special“ zahlt ihm die Reisetkosten, wir geleiten ihn zur Bahn, lösen ihm die Biletts und der Nachschlüsselzug bringt ihn nach Genua, wo er früh eintrifft. Dort wird ihm wieder ein Bilet bis Berlin gelöst, damit er sich bei seinem Bank-Geschäft neue Gelder holen kann. Dann wird er auf seine Güter nach der Bretagne gehen und sein „System“ vervollständigen — zum Frühjahr kommt er dann wieder zu uns! Sehen Sie, das ist doch Alles ganz einfach: wenn er herkommt, hat er's Geld und wir haben die Erfahrung, wenn er abreist, haben wir 's Geld und er hat die Erfahrung — damit ist Beiden geholfen.“

Und als es halb 12 Uhr wurde und der Zug signalisirt war, geschah es so: Baron Jean erschien am Bahnhof, begleitet von einem halben Duzend Dienern der Spielbank. Der eine besorgte das Bilet, der andere das Gepäck, der dritte infruirierte den Conducteur — Baron Jean empfahl sich in vornehm-ruhiger Weise, theilte noch Trinkgelder aus, die Diener taktvollsten und hinaus braufte der Train in die mondurchglänzte Frühlingnacht. . . .

Auch ein Opfer des Spielteufels, dieser „Baron Jean!“

Wie unsere Schönen lachen sollen. Selten weiß eine Frau, wie sehr sie ihre Gesichtszüge, und seien diese noch so schön, oft entstellt, wenn sie nicht sorgfältig auf die Art und Weise ihres Lachens achtet. Ein bekannter englischer Schauspieler erklärt, daß ihm stets ein Schauer über den Rücken laufe, wenn im Vergleich zu dem allerdings einfudierten, aber überaus melodischen und reizenden Lachen seiner Kolleginnen, das unsäöhne Gelächter irgend einer anderen Dame an sein Ohr tönt. In den meisten Fällen ist dieses — nach der Ansicht des sensiblen Mimen — nur ein disharmonisches Gemisch von Kreischen, Röhren, Prusten und Stöhnen. Ein feinstimmiges Lachen kennzeichnet die wohlzugerogene „Dame“ ebenso, wie mächtig lautes Sprechen und Vermelbung jeglicher unnötigen Gesten und sonstigen Verdröhungen, wie auch das Wiegen des Oberkörpers beim Erzählen, das leider sehr viele Frauen an sich haben. Doch diese zuletzt angeführten Eigenschaften wirken nicht annähernd so abschreckend, wie ein überlautes, nicht selten wiederholtes Lachen aus schönem Frauenmunde. Es gehört nur wenig Übung und ein kleines Maß von Selbstbeherrschung dazu, um sich jenes melodische Lachen anzueignen, das wie zart abgetimmte Silberglöckchen oder wie tiefe, weiche Molltöne von schönen Mädchenlippen klingen muß. Dann giebt es zwei Arten des Lachens — das eine, zu dem man sich nur aus Höflichkeit zwingt, das andere, in das man aus wirklich herzlichem Bedürfnis ausbricht. Bei dem ersteren, das man als hörbares Rädeln bezeichnen könnte, bürden die Lippen nicht getrefft, sondern nur wenig geöffnet werden, so daß man die Zähne hindurchschimmern sieht. Das Lachen selbst muß kurz, leise und sympathisch klingen. Sobald die betreffende Schöne sich aber ithätlich über ein drohendes Vorommichnig oder eine lustige Erzählung amüßert, kann der Kopf garzios in den Nacken geworren, der Mund geöffnet, aber nicht zu sehr in die Breite gezogen und die Augen ein wenig geschlossen werden. Das ziemlich anhaltende Lachen muß halblaut und melodios sein und allmählig leiser werdend ausklingen. Es soll den Hörer an das lustige Geplätscher eines Waldbaches erinnern, aber nicht an das Triumph-„Geheul“ eines Indianers. Das kurze „Höflichkeitslachen“ muß — wie sich der ideal versanlagte Sohn Alibion's sehr poetisch auszudrücken weiß — dem eigenartig süßen Anfangsstrahl des Spottvogels gleichen, wenn es mit unwiderstehlichem Zauber auf das zartbesaitete Herz oder vielmehr Gehör des Mannes wirken soll.

Näger latein. Herr Förster, Ihre Ansichten sind ja im Allgemeinen ganz nett, aber warum sehe ich Sie denn nie in der Kirche? — Bin ich amal d'rin g'wes'n, aber da hat sich der Wehrauchg'rud' a zu an mi ang'hängt, daß meine Hund' vier Wochen lang tea Witterung nimmer g'habt hab'n!“